

Stefanie Börnicke, Friederike Weimar
ZURÜCK AM NEUEN PALAIS

Er betrachtete die schwer in seiner Hand liegende Kette. Ihr Silber glänzte im Licht der aufgehenden Sonne, die in das Zimmer schien. Der Verschluss war gebrochen, aber das änderte nichts an der Faszination, die sie auf ihn ausübte. Wie oft hatte er sich gewünscht, sie zu besitzen. Nun fühlte er sich schuldig. Er seufzte, rollte die Glieder um den Anhänger, packte die Kette behutsam in eine alte Schachtel und legte sie in die oberste Schublade seiner Kommode zurück. Dann verließ er das Zimmer.

Es war ein goldener Herbsttag, sonnig, mit blauem Himmel, an dem keine Wolke hing. Einer dieser Tage, die unschuldig wirkten. Nichts deutete darauf hin, was sich hier ereignet hatte. Anna La Mettrie parkte ihren Dienstwagen unweit der Bushaltestelle an der Hauptstraße am Neuen Palais, dem Potsdamer Universitätsgelände im Park Sanssouci. Einen Moment hielt sie inne und dachte nach – an die Zeit, die sie hier verbracht hatte, bevor sie das Studium abbrach, um Polizistin und anschließend Kommissarin zu werden. Geschichte war nicht ihr Ding gewesen, das musste sie während des Studiums feststellen, aber die Zeit, die sie hier verbracht hatte, war ihr im Gedächtnis geblieben. Sie dachte an ausgelassene Feiern mit Freunden im Studentenwohnheim. Es war eine unbeschwerte Zeit gewesen. In der Ferne konnte man durch einen Rahmen aus Bäumen die grauen Blöcke aus Beton sehen. Sie wirkten trist. Nichts ließ darauf schließen, wieviel Spaß sie damals gehabt hatten. Trotzdem war es La Mettrie leicht gefallen, die Uni zu verlassen, um in ihrem Traumberuf zu arbeiten.

Sie zog den Schlüssel aus dem Zündschloss, stieg aus dem Auto und sah sich um. Der Campus war so, wie sie ihn in Erinnerung hatte. Die schlichten kleineren Häuser, in denen sich Mensa und Cafeteria befanden, säumten rechts und links die beiden Hauptgebäude, die prächtig in der Mitte standen. Manchmal fuhr sie mit ihrem alten taubenblauen Ford Fiesta an der Uni vorbei und sah, wie sich der Campus und die Studenten, die ihrem Gefühl nach immer jünger wurden, mit der Zeit veränderten. Bisher war sie jedoch nie ausgestiegen.

Der Grund ihres Aufenthaltes war weniger erfreulich. Ein Campus als Ort eines möglichen Verbrechens war ein Novum für die Ermittlerin und sie hätte nie gedacht, dass dies der Anlass für ihren ersten Besuch der Universität seit dem Studium werden würde. Gestern Abend gegen neun Uhr hatte man die Leiche von Jakob Richter an der hinteren Außentreppe von Haus 11, dem linken Haupthaus, vorgefunden. Er hatte mit dem Rücken auf dem Boden gelegen. Nach ersten Ergebnissen war er durch eine Verletzung am Hinterkopf gestorben. Es konnte nicht eindeutig gesagt werden, ob ein Fremdverschulden vorlag oder ob es sich um einen Unfall handelte. Gestern hatte es den ganzen Tag geregnet. Die alten schmalen Steinstufen könnten glatt gewesen sein und der junge Mann auf der Treppe ausgerutscht und unglücklich gefallen sein. Da er aus gutem Hause und der Sohn eines lokalen Politikers war, sollte in alle Richtungen ermittelt werden.

Erst als sie aus dem Auto ausstieg, war ihr aufgefallen, dass das große Gerüst zwischen den Haupthäusern nicht mehr vorhanden war. Jahrelang war dort saniert worden. Es hatte für sie zum Uni-Alltag gehört, sodass ihr der neue Anblick, ohne Gerüst und Planen, völlig fremd vorkam. Was für eine Veränderung.

Dank der elektronischen Passierkarten für die Schranken hatte der Pförtner Auskunft darüber geben können, welche Autos auf dem Unigelände parkten, als Jakob Richter starb. Die Besitzer der Fahrzeuge befanden sich zu jener Zeit sehr wahrscheinlich vor Ort. Vor allem die Angestellten im betreffenden Hauptgebäude galt es zu befragen. Es ging zunächst darum, herauszufinden, wer etwas von dem Vorfall mitbekommen hatte. Vielleicht hatte jemand irgendetwas gesehen, das ihr weiterhalf. Mit einer dieser Personen wollte La Mettrie unbedingt selbst sprechen: Professor Josef Kautzky, dessen Seminare und Vorlesungen sie damals besucht hatte.

Zu ihrer Studienzeit wurde Kautzky von vielen ihrer Kommilitonen nur der alte Kautz genannt, nicht nur wegen des Namens, sondern wegen der Brille mit den runden Gläsern und seiner eher gedrungenen, leicht geduckten Haltung, die er einnahm, wenn er am Tisch saß und arbeitete. Kautzky war einer der Professoren, die sich ihrer Studenten annahmen, ihnen zuhörten, halfen, wenn es zu helfen galt und immer ein gutes Zitat oder ein Buch wussten, das einem für die Hausarbeit noch fehlte. Sein Wissen war enorm. Er selbst ein angesehener Historiker.

Nachdem sie mit ihm gesprochen hatte, wäre der Student an der Reihe, der in der Bibliothek gestern an der Ausleihe Dienst gehabt

hatte. Dort waren der Mantel und andere Gegenstände des Toten in einem der Schließfächer gefunden worden, so dass davon auszugehen war, dass er sich dort zuletzt aufgehalten hatte.

Ein Bus hielt und eine Schar Studenten stieg aus. Sie schlenderten über die große Wiese, die von den Unigebäuden und der Hauptstraße umrahmt wurde, in Richtung Haus 11. La Mettrie mischte sich unter die Menge.

Sie betrat das große Gebäude mit den hohen Decken, dessen breiter Hauptflur trist und leer wirkte. Kautzkys Büro war immer noch im selben Raum wie früher, am Ende des Flurs neben einer Pinnwand, an der Informationen für den Studiengang und zwei Listen mit Klausurnoten hingen. La Mettrie erinnerte sich, wie sie nach ihrer ersten Klausur ganz aufgeregt zur Pinnwand gelaufen war, ihre Immatrikulationsnummer auf der Liste gesucht hatte und erleichtert war, als sie eine 2,3 dahinter gefunden hatte. Mittlerweile, das wusste sie von ihrer Nichte, wurden die Noten meistens elektronisch vermerkt, Listen aus Papier waren eine Seltenheit.

La Mettrie klopfte an die große Tür und wartete auf eine Antwort. Als keine kam, klopfte sie erneut, diesmal kräftiger und mit Erfolg: »Ja. Herein«, vernahm sie eine tiefe männliche Stimme mit einem leichten Kratzen. Sie öffnete die Tür und trat ein. Wie schon zu ihrer Zeit an der Uni, saß der Professor hinter seinem beladenen, massiven Eichenschreibtisch und blätterte, ohne sie wirklich anzusehen, in seinen Papieren. »Setzen Sie sich, bitte.« Er sah von seinem Stapel nicht auf. »Einen Moment noch, ich bin sofort für Sie da. Setzen Sie sich ruhig schon einmal.« Wortlos ließ sich La Mettrie auf einem der knarrenden Besucherstühle nieder und sah sich im Raum um, während der alte Mann seiner Arbeit nachging. Hatte sich etwas verändert? An den Wänden standen mit Büchern und Ordnern gefüllte Regale, Kautzky saß hinter dem alten Schreibtisch, wie damals, mit dem Rücken zum Fenster. Nichts hatte sich verändert, da war sie sich sicher. Zwei Minuten später war er fertig und fing an, die Unterlagen wegzuräumen. »Sie sind wegen Jakob Richter hier, nicht wahr?« Sie nickte. »Ihr Kollege David Bachmann hat mich bereits angerufen und Ihren Besuch angekündigt.« »Mein Name ist Anna La Mettrie.« Sie zögerte, ob sie ihm die Hand reichen sollte. Ihr Gegenüber war noch immer mit seinen Unterlagen beschäftigt und schenkte ihr kaum Aufmerksamkeit. Erst jetzt löste er sich von seinen Aufzeichnungen, die in einer Schublade Platz gefunden hatten. »Wie kann ich Ihnen helfen, Frau Metri? Ach nein, La Mettrie, Entschuldigen Sie.« Er sah sie an, erkannte sie. »Ja, ich erinnere mich. Sie hatten das Stu-

dium abgebrochen, um zur Polizei zu gehen, nicht wahr?« »Genau.« Sie wunderte sich nicht über sein hervorragendes Gedächtnis. »Ich war vor Jahren eine Ihrer Studentinnen«, Anna nickte. »Und nun kommen Sie unfreiwillig zurück an die Uni«, sein Lachen war kurz. Zu ernst war der Grund ihrer Rückkehr. Im Laufe der Jahre hatte er sich kaum verändert. Die gleiche Brille, das gleiche Jackett. Nur älter, grauer und kleiner schien er. »Es geht um Jakob Richter.« Natürlich hatte sich der Vorfall bereits rumgesprochen. »Schreckliche Geschichte.« Ein Kopfschütteln. »Ich würde Ihnen gerne ein paar Fragen bezüglich gestern Abend stellen, Herr Kautzky.« La Mettrie zog ihr kleines Notizbuch aus der Jackentasche. »Ich dachte, es handle sich dabei um einen Unfall?«, Kautzky schaute sie fragend an, während er sich in seinem Lederstuhl nach vorne lehnte. »Das kann man noch nicht sagen«, erklärte La Mettrie. Hinter seiner kleinen Brille machte Kautzky große Augen. »Etwa Mord?«, sprach er seine Überlegungen aus. »Zum jetzigen Zeitpunkt können wir nicht eindeutig klären, ob es ein Unfall war oder ein Fremdverschulden vorliegt.« Kautzky nickte.

Sie begann mit den obligatorischen Fragen: »Sie waren gestern Abend, als Jakob Richter starb, noch in der Uni. Was haben sie so lange gemacht?« Er lachte hustend. »Gearbeitet natürlich. Bis dreiviertel acht hielt ich eine Vorlesung, danach habe ich hier in meinem Büro gesessen und gearbeitet. Ich hatte noch einiges zu korrigieren.« »Und um etwa halb neun haben sie die Uni verlassen?«, fragte sie, um die Zeiten abzugleichen, die sie vom Pförtner erhalten hatte. »Ja. Ich bin zur Vordertür hinaus, wo ich mein altes treues Gefährt immer parke«, antwortete er knapp. »Aufgefallen ist Ihnen nichts?« »Nein, es war ja auch schon dunkel und es hat geregnet. Ich wollte so schnell wie möglich nach Hause.« »Kannten sie Jakob Richter?« »Aber ja. Er war im letzten Semester seines Bachelorstudiums, soweit ich weiß. Er besuchte meine Seminare und schrieb Hausarbeiten bei mir. Er war ehrgeizig und hatte sich bei mir bereits wegen einer zukünftigen Arbeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter erkundigt und was man dafür benötige. Er schien sehr zielorientiert zu studieren.« Kautzky nahm die Brille ab und rieb sich flüchtig die Augen. »Hat sich Jakob unbeliebt gemacht? Haben Sie diesbezüglich irgendetwas mitbekommen?« »Nicht konkret. Ich glaube, wie es im Leben eben so ist, ein paar Leute mochten ihn, andere weniger. Er war erfolgreich. Damit macht man sich unter Studenten nicht nur Freunde. Zudem stammte er aus reichem Elternhaus. Gewiss gab es Neid und Missgunst, aber das sind nur wilde Spekulationen meinerseits.« »Ich danke Ihnen,

Herr Kautzky.« »Das war es schon?« Er war erstaunt. Wahrscheinlich hatte er spannendere Fragen erwartet, dachte La Mettrie. »Vorerst, ja. Falls wir neue Hinweise finden, könnte es sein, dass ich noch einmal auf Sie zukomme.« »Ich bin meistens hier zu finden, wie Sie wissen«, gab er lächelnd zur Antwort.

Wirklich viel hatte sich aus dem Gespräch mit Kautzky nicht ergeben, aber das, was sie hatte, reichte ihr vorerst.

Die Bibliothek lag im gleichen Gebäude und es roch genau wie früher nach dieser Mischung aus Büchern und verbrauchter Luft. Hinter dem Schreibtisch in dem kleinen Vorraum saß ein junger Mann und starrte Löcher in die Luft. »Guten Tag, La Mettrie mein Name. Ich suche Ruben Meissner«, sagte sie. »Das bin ich«, antwortete der Student und stand auf, um ihr die Hand zu reichen. »Mir wurde schon gesagt, dass Sie mit mir sprechen wollen. Wegen des toten Jungen gestern Abend.« »Richtig. Es geht um Jakob Richter.« Sie holte ein Foto aus ihrer Tasche, das einen strahlenden jungen Mann in einem Café zeigte, und reichte es Ruben. Er betrachtete das Bild. »Ich habe ein paar Fragen an Sie, Ruben. Waren Sie gestern Abend die ganze Zeit über hier?« »Den ganzen Abend.« Er schüttelte sich und Unbehagen war in seinem Gesicht zu sehen. »Eine komische Vorstellung, dass man hier arbeitet und nicht mitbekommt, wie jemand ein paar Meter weiter unbemerkt stirbt.« »Könnten Sie den Abend aus Ihrer Sicht für mich schildern?« bat La Mettrie. »Ich habe Bücher eingeräumt, weggeräumt, umsortiert. Manchmal stellen die Studenten mit Absicht die Bücher an einen falschen Platz, damit andere sie nicht finden und mitnehmen. Ab sieben war ich für die Ausleihe eingeteilt.« »Können Sie mir sagen, was Jakob Richter getan hat?« »Gelernt, denke ich. Ich glaube, er kam am späten Nachmittag und saß in einem der hinteren Räume.« »War er alleine?« »Das kann ich Ihnen nicht sagen, da ich mehr in den vorderen Räumen zu tun hatte.« La Mettrie machte sich ihre Notizen. »Haben Sie mitbekommen, wie Jakob Richter gegen acht Uhr die Bibliothek verlassen hat?« Die Uhrzeit war aufgrund der Kameraaufnahme aus dem Spindraum bekannt, der dem Arbeitsplatz von Ruben vorgelagert war. »Nein, ich schaue nicht bei jedem, der rein und raus geht, auf die Uhr. Um ehrlich zu sein, nutze ich die Zeit hier oft, um etwas für die Seminare vor- oder nachzubereiten.« Es schien ihm unangenehm, nicht weiterhelfen zu können.« La Mettrie nickte. Sie hatte Verständnis, aber die Unaufmerksamkeit, die ihr nun nicht hilfreich war, ärgerte sie. »Hatten Sie persönlichen Kontakt zu Jakob Richter?«, wollte

sie wissen – ein letzter Versuch, irgendetwas zu erfahren, was ihr vielleicht weiterhalf. »Nein. Ich wusste, wer er war, da meine Freundin mit ihm Geschichte studiert, mehr aber auch nicht. Und dass er öfter zum Arbeiten in die Bibliothek kam.« »Gut«, sagte La Mettrie. Das Gespräch hier brachte sie nicht weiter. »Dann bedanke ich mich, Herr Meissner.« Sie packte ihr Notizbüchlein ein und hoffte, dass ihre Kollegen mehr Erfolg hatten bei den Studierenden, die anhand der Aufzeichnungen aus dem Spindraum hatten ausfindig gemacht werden können.

Sie verließ das Gebäude. Es regnete. Ein feiner Nieselregen, der sie schnell zu ihrem Auto trieb. Im trockenen Wagen ging sie noch einmal durch, was sie von Ruben Meissner erfahren hatte. Wirklich Interessantes war nicht dabei, eigentlich war sie genau so schlau wie vorher. Unfall oder Fremdverschulden? Sie startete das Auto, um zu ihrem nächsten Termin zu fahren.

Das Haus von Jakobs Eltern war eine kleine Villa in der Nähe des Wannsees. La Mettrie parkte hinter einem schicken silbernen Wagen, der das Vielfache ihres Wagens gekostet haben musste und stieg aus. Eine idyllische Gegend, dachte sie und drückte den Klingelknopf. Der Regen hatte aufgehört und die Sonne war hinter den Wolken hervorgekommen. »Ja, bitte?«, hörte sie eine helle Stimme durch die Sprechanlage. »Guten Tag. Kommissarin La Mettrie, ich möchte mit Frau Richter sprechen ...« Die Tür summte und La Mettrie trat ein. Sie überquerte mit schnellen Schritten den gepflasterten Weg des gepflegten Vorgartens. Obwohl es Herbst war und die Bäume langsam ihr buntes Blattwerk verloren, lag kein Laub auf dem Rasen. Die Eingangstür wurde La Mettrie bereits von einer jungen Haushälterin geöffnet. Die Stimme aus der Sprechanlage, kombinierte La Mettrie. »Frau Richter wartet im Wohnzimmer«, flüsterte sie La Mettrie zu, die in das große helle Foyer trat. Die Angestellte führte sie durch das Haus in ein großes Zimmer mit hohen, stuckverzierten Decken, glänzendem Steinboden, wahrscheinlich edelstem Marmor, und teuren Möbeln.

Jakobs Mutter saß auf einem cremefarbenen Sofa und schaute in einen feuerlodernden Kamin. Sie war trotz ihres Alters und der Trauer eine sehr schöne Frau, die in ihrer Jugend bestimmt einige Männerherzen gebrochen hatte. Nach den Informationen ihrer Kollegen war Frau Richter früher eine erfolgreiche Anwältin gewesen, bis sie ihren Sohn bekommen hatte. Ihr gegenüber in einem Ohrensessel saß eine junge Frau mit blonden Haaren und großen braunen, gla-

sigen Augen. La Mettrie trat in das Zimmer ein und ging auf Jakobs Mutter zu. »Guten Tag, Frau Richter.« Die Frau sah auf. »Sind Sie die Kommissarin, die den Mord an meinem Kind untersucht?« Ihre Stimme war matt. »Ja, ich bin Anna La Mettrie. Ich bin für die Untersuchung an dem Tod ihres Sohnes zuständig. Mein aufrichtiges Beileid zu Ihrem Verlust.« La Mettrie scheute sich, den Vorfall bereits als Mord zu betiteln, ohne dass geklärt war, was wirklich geschehen war. Jakobs Mutter zeigte keine Reaktion. Sie sah La Mettrie flüchtig an, dann wanderte ihr Blick zurück zum Kamin. Die junge Frau, die neben ihr saß, gab einen kurzen Seufzer von sich. »Sind Sie die Schwester?« »Katharina Schwarz, ich bin ...«, sie stockte kurz, »war Jakobs Freundin.« Sie weinte und vergrub ihre Hände im Schoß. Frau Richter ergriff kaum wahrnehmbar das Wort für die junge Frau. »Jakob und Katharina haben zusammen in der kleinen Einliegerwohnung im oberen Stockwerk gewohnt«, erklärte sie. Sie schien sich für einen Moment zu fassen.

»Dürfte ich mich in dieser Einliegerwohnung etwas umsehen, bevor ich Ihnen ein paar Fragen stelle?« Nickend erhob sich Katharina vom Sofa. »Natürlich. Ich zeige Sie Ihnen.« Sie mussten das Haus verlassen, um über einen Seiteneingang in die kleine Wohnung zu gelangen. Die junge Frau schloss die Wohnung auf und führte La Mettrie hinein. Die Kommissarin kam durch den hellen Flur in ein gemütliches Wohnzimmer, dem man ansah, dass hier zwei Studenten lebten. Fotos an den Wänden, die ein glückliches Paar zeigten. »Wo haben Sie Jakob kennengelernt, Frau Schwarz?«, fragte La Mettrie, während sie durch die Türen in die anderen Zimmer spähte. Schlafzimmer, das Bett gemacht, Küche, aufgeräumt. »An der Uni, ich war im dritten, er im ersten Semester. Ich habe ein Tutorium angeboten, das er besuchte.« »Was studieren Sie?«, wollte La Mettrie wissen. »Geschichte und Kulturwissenschaften«, antwortete die junge Frau. Die Ermittlerin blieb vor einem der Zimmer stehen. »Jakobs Arbeitszimmer.« »Darf ich?« Die Studentin nickte.

Das Zimmer war klein, ein Schreibtisch mit Computer, zwei Schränke mit Büchern und Zeitschriften. Sie sah sich um. Vor dem Monitor neben der Tastatur lag eine schmale Schachtel aus blauem Samt. La Mettrie ging interessiert darauf zu und öffnete sie. Eine Schmuckschatulle, wie sie vermutet hatte. Aussparungen für Kette und Anhänger. »Sein ganzer Stolz«, erklärte Katharina mit gefasster Stimme. »Er wurde in die Studentenverbindung der Historiker aufgenommen. Er hat die Kette nie abgelegt, außer zum Duschen.« Jakobs Freundin stockte. La Mettrie rief sich die Gegenstände ins

Gedächtnis, die man bei Jakobs Leiche gefunden hatte. In seinem Spind in der Bibliothek waren lediglich seine Tasche und seine Jacke gewesen. Auf der Liste, die sie aus der Pathologie bekommen hatte, war keine Kette vermerkt. »Gestern, trug er sie da auch?« »Natürlich«, erwiderte Katharina, »er trug sie immer.« Sie wischte sich flüchtig die Tränen von den Wangen und sah La Mettrie mit ihren braunen Augen an. »Jakobs Mutter und ich hoffen, dass wir sie bald von Ihnen zurückbekommen, damit Jakob mit ihr beerdigt werden kann.« Wenn er sie nie ablegte, musste er sie auch gestern Abend getragen haben, schlussfolgerte die Ermittlerin.

Sie sah flüchtig zu Katharina, die in der Tür stand. »Wo waren Sie gestern Abend?« »Hier. Ich habe gelernt«, sie rang nach Fassung. »Das Haus war leer und ich war allein, da ich noch einiges für ein Seminar vorbereiten musste.« »Hatten Sie gestern Kontakt zu Jakob, Katharina?« »Ja, wir haben gestern kurz telefoniert. So ungefähr um fünf Uhr.« Die junge Frau sah zum Fenster hinaus auf die Blätter eines Kastanienbaumes. »Danach haben Sie nicht mehr mit Jakob gesprochen?«, wollte La Mettrie wissen. »Nein.« Sie schüttelte den blonden Kopf. Ein Abgleich durch ihre Kollegen der Anruferliste auf Jakobs Handy sollte später die Aussage der jungen Frau bestätigen.

Nachdem in der Wohnung nichts weiter zu finden war, gingen sie hinunter zu Jakobs Mutter. Die in Tränen aufgelöste Frau bestätigte, dass Jakob in einer Verbindung gewesen war. Er war ein guter, ein kluger Junge, betonte sie immer wieder. Ohne Grund bereute sie, dass sie am gestrigen Abend, als ihr Sohn starb, mit ihrem Mann ausgegangen war. Sie gab sich, wie viele Eltern es tun, selbst die Schuld am Tod ihres Kindes.

La Mettrie verabschiedete sich und ging zu ihrem Auto. Dort holte sie ihr Handy heraus und rief ihren Kollegen David Bachmann an, um sich das Fehlen der Kette bestätigen zu lassen.

Es gab zwei plausible Erklärungen: Entweder hatte er sie verloren oder jemand hatte ihm die Kette post mortem entwendet. Vielleicht handelte es sich bei Jakobs Tod doch nicht um einen Unfall. Der Gedanke daran rief in ihr Unbehagen hervor. Sie hatte noch weitere Fragen an ihren Kollegen. »Sind an der Leiche Spuren gefunden worden, die darauf hindeuten könnten, dass man ihm eine Kette gewaltsam entwendet hat?« »Du meinst, vom Hals gerissen?«, fragte David. »Jetzt wo du es sagst. Ja, er hatte leichte Schrammen, die man so deuten könnte.« »Okay, danke«, sagte La Mettrie. »Immer doch«, antwortete der Mann am anderen Ende der Leitung und legte auf. Einen Moment hielt sie inne, das Telefon noch am Ohr, und betrach-

tete das prachtvolle Haus hinter den hohen Mauern, in dem Jakob Richter, wahrscheinlich wohl behütet, aufgewachsen war. »Na gut«, seufzte sie sich selbst zu. Jemand, von dem sie nichts wussten, war wahrscheinlich am Tatort gewesen. Dann ging es jetzt darum, diesen Jemand zu finden.

Anna fuhr am nächsten Tag zur Universität. Dort hatte sie sich in der Cafeteria mit Benedikt Koffka, dem Sprecher der Verbindung Jakobs, verabredet. Der großgewachsene, schlaksige junge Mann wartete bereits auf sie. La Mettrie ging zielstrebig auf seinen Tisch zu. »Herr Koffka?« Der junge Mann erhob sich, nickte und gab ihr die Hand. »Sie können mich Benedikt nennen.« Er wirkte leicht angespannt, sein Händedruck war kräftig, aber etwas zurückhaltend. Sie stellte ihre Tasche ab und wandte sich Richtung Kaffeeautomat. »Kann ich Ihnen einen mitbringen?«, fragte sie Benedikt. »Nein danke, ich hatte heute schon genug Koffein.«

Nachdem sich La Mettrie ihren Kaffee mit Milch und Zucker geholt und sich gegenüber von Benedikt hingekümmert hatte, begann sie zügig die Befragung. »Sie wissen ja bereits, was Jakob Richter zugestoßen ist.« Ein Nicken auf der gegenüberliegenden Seite. »Ja, tragisch. Noch vorgestern Morgen saßen wir nach dem Training zusammen und haben uns über das Studium unterhalten und nun ist er tot. Einfach nicht mehr da. Ich kann es noch immer nicht fassen.« La Mettrie beobachtete den jungen Mann. Seine Stimme war ruhig, aber sie merkte, dass es ihn mitnahm.

»Benedikt, ich muss Sie das fragen, routinemäßig. Wo waren sie am Dienstagabend?« Er schaute sie mit einem festen Blick an. »Natürlich, ich verstehe die Frage. Ich war mit meiner Freundin aus. Wir haben ein neues thailändisches Restaurant in der Innenstadt ausprobiert. Davor haben wir gemeinsam bei ihr zu Hause gelernt.« »Wie war ihr Verhältnis zu Jakob?« Eine typische Frage, die sie auch ihm stellen musste. »Wissen Sie, wir waren keine besten Freunde im klassischen Sinne, dass wir uns seit dem Kindergarten kennen, aber durch unser Studium und die Verbindung haben wir uns oft gesehen. Wir waren gute Freunde.« La Mettrie nickte. »Gab es denn innerhalb der Verbindung jemand, der Jakob vielleicht nicht so wohlgesonnen war wie Sie? Jemand, mit dem er kürzlich Streit hatte, oder der ihn schon länger auf dem Kieker gehabt haben könnte?« »Natürlich versteht man sich auch in einer Verbindung nicht mit jedem gleich gut. Aber sowas wie einen Erzfeind hatte er nicht. Zumindest nicht, dass ich wüsste. Nein, mir fällt wirklich niemand Konkretes ein. Jakob

war ein sehr umgänglicher Mensch und trotz reichem Elternhaus nicht abgehoben. Er ist in die Verbindung kurz nach dem Beginn des Studiums eingetreten und hat sich sehr gut in die Gemeinschaft eingefügt. War hilfsbereit und engagiert.« »Könnten Sie mir eine Liste aller Mitglieder anfertigen? Und bitte auch die Namen derjenigen, die sich in den letzten fünf Jahren beworben haben, aber keine Mitglieder sind. Und wenn möglich, könnten Sie die Liste nochmal gewissenhaft durchgehen? Vielleicht sagt Ihnen doch einer der Namen etwas in Verbindung mit Jakob. Manchmal ist das Offensichtliche unsichtbar für einen.« »Bis wann brauchen Sie die Liste? Ich habe heute noch bis Mittag zu tun. Danach könnte ich sie Ihnen zusenden, wenn ich wieder zu Hause bin. Ich bin gegen Nachmittag daheim. Wäre das zu spät?« »So schnell wie möglich, wäre natürlich optimal, aber heute Abend wäre in Ordnung.« Sie lächelte dem jungen Mann aufmunternd zu. »Wichtig ist nur, dass Sie sich Zeit dafür nehmen und die Namen genau durchlesen.« Dann nahm sie einen Schluck Kaffee.

Am späten Nachmittag erhielt sie im Büro die erwartete Liste. Das Verhältnis von Bewerbern zu Mitgliedern zeigte, wie beliebt die Verbindung war. Die Liste der Bewerber war fast zehnmal so lang wie die der Mitglieder. Benedikt hatte insgesamt fünf Namen eingekreist. Drei auf Seiten der Mitglieder und zwei auf der anderen Seite. Ein Name kam ihr bekannt vor, aber sie wusste nicht woher. Sie hatte ihn schon einmal gelesen und zwar im Zusammenhang mit dem Studium: Broemmel.

La Mettrie hatte den ganzen Rest des Nachmittages darüber gegrübelt, weshalb ihr der Name so bekannt vorkam, aber es wollte ihr nicht einfallen. Bis sie abends beim Kochen einen Geistesblitz hatte. Es war so offensichtlich, woher sie diesen Namen kannte.

Tags darauf beauftragte sie ihre Kollegen, die übrigen Namen auf der Liste mit dem üblichen Verfahren der Alibifeststellung und Befragung zu übernehmen. Den fünften Namen der Liste würde sie sich selbst vornehmen.

Das Wetter meinte es heute nicht gut mit ihr. Es war kalt, die Wolken dunkel und grau. Der goldene Herbst nahm sich eine Auszeit. Dennoch war das Glück auf ihrer Seite und sie bekam einen Parkplatz direkt auf dem Universitätsgelände. Mit dem Regenschirm in der Hand suchte sie das Büro von Kautzky auf und traf ihn bereits im Flur an. Gemeinsam gingen sie über den Korridor in sein Zimmer, wo er sich in seinem bequemen Drehstuhl niederließ. La Mettrie blieb

stehen. Sie sah sich im Zimmer um, fand aber nicht, was sie gesucht hatte, also kam sie gleich zur Sache. »Stand hier nicht einmal ein Bild von Ihnen? Eines aus Ihrer Studienzeit?« La Mettrie deutete auf den Platz im Regal zwischen den schweren Büchern über die Kolonialzeit. »Als sie ihren Dokortitel verliehen bekamen?« »Sie meinen das hier?« Kautzky öffnete die mittlere Schublade seines Schreibtisches und holte einen Bilderrahmen hervor, den er La Mettrie reichte. Das Glas war zersprungen, aber noch im Rahmen. Es zeigte zwei Männer Anfang dreißig mit Schnäuzer und einem breiten Grinsen. Auf dem Rahmen war ein kleines goldenes Plättchen angebracht mit zwei eingravierten Namen. »Josef Kautzky und Maximilian Broemmel. 1979.« Einer der Männer trug ein Hemd. Etwas zeichnete sich darunter ab, das ihr bekannt vorkam.

»Ein Freund aus der Zeit an der Universität, nehme ich an?«, fragte sie ihn. Kautzky nahm das Bild, betrachtete es und nickte. »Ja, wir waren beste Freunde während der Studienzeit. Maximilian und ich besuchten die gleichen Seminare, wenn möglich. Wir haben den Großteil des Studiums miteinander verbracht. Man nannte uns sogar Broemmelsky.« Er lachte kurz und sah aus dem Fenster hinaus auf die herbstgefärbten Bäume. »Danach begannen wir an verschiedenen Universitäten zu lehren. Wir haben uns etwas aus den Augen verloren, wie es eben im Leben so passiert. Aber wann immer wir uns trafen, war es wie zur Studienzeit. Er ist vorletztes Jahr verstorben. Viel zu früh.« Er strich mit dem Daumen über den Rahmen. »Ich hab es beim Umsortieren der Bücher runtergestoßen und es bis heute nicht geschafft, das Glas zu ersetzen, vielleicht auch aus nostalgischen Gründen. Er schaute sie an. »Was ist mit dem Bild?«

La Mettrie holte die Liste, die ihr Benedikt zusammengestellt hatte, hervor und zeigte auf einen Namen. Erik Maximilian Broemmel stand dort. Unterstrichen. »Sagt Ihnen dieser Name etwas?«, fragte sie Kautzky. »Gewiss, das ist der Enkel meines alten Freundes. Erik Broemmel. Ein junger, sehr engagierter Mann. Er hat einige meiner Seminare besucht. Sieht fast genauso aus wie sein Großvater. Eine verblüffende Ähnlichkeit. Abgesehen vom Schnäuzer natürlich.« Ein verschmitztes Lächeln. »Warum fragen Sie?«

»Benedikt Koffka hat mir diese Liste gegeben, als ich ihn nach Personen gefragt habe, die Herrn Richter nicht immer positiv gesonnen waren. Darunter auch Erik. Mir kam der Name bekannt vor. Und da ich jedem Verdacht nachgehen muss, habe ich dafür gesorgt, dass ich Erik später alleine befrage. Ich wollte vorab sichergehen, ob Sie in direkter Verbindung zu ihm stehen oder nicht.« Ein wohlwollen-

des Lächeln. »Können Sie mir etwas zum Verhältnis der beiden Männer sagen, Herr Kautzky?« »Glauben Sie etwa, Erik hat mit Jakobs Tod etwas zu tun?« Er sah sie erstaunt an. »Das kann ich mir nicht vorstellen.« Ein Kopfschütteln. »Es ist so, dass ich jedem Hinweis nachgehen und jeden befragen muss, der etwas wissen könnte. Bisher gibt es allerdings keinerlei Hinweise, dass Erik etwas mit dem Vorfall am Dienstag zu tun hat.« Sie stellte ihre Fragen, machte sich Notizen und danach unterhielten sie sich noch privat. Über ihre Studienzzeit, über die Uni allgemein. Nach einer Stunde verließ sie sein Büro in Richtung Dekanat. Dort hatte die Sekretärin zwei Räume zur Verfügung gestellt, in denen heute die Befragung aller jungen Männer von Benedikts Liste stattfinden sollte.

Kurz nach elf Uhr traf La Mettrie mit ihrem Kaffee in der Hand im Vorraum ein, wo zwei Männer Mitte zwanzig auf harten Holzstühlen warteten. Sie wirkten angespannt, was nicht ungewöhnlich war angesichts der Tatsache, dass sie zu einer Befragung vorgeladen waren. Sie ging an ihnen vorbei in das Nebenzimmer, legte Tasche und Jacke auf einem Stuhl ab und schaute die Unterlagen durch, die ihr Kollege hingelegt hatte. Demnach waren bereits zwei der fünf Männer befragt worden und beide wiesen Alibis vor, die glaubwürdig klangen, aber noch zu überprüfen waren. Der dritte auf der Liste, ein gewisser Thomas Blomquist, war laut Notizen ihres Kollegen seit letzter Woche verreist. Es blieben nur noch Erik Broemmel und Adrian Laube übrig.

La Mettrie öffnete die Tür zum Vorzimmer. Die jungen Männer schauten zu ihr hoch. »Erik Broemmel, Sie können hereinkommen.« Der Angesprochene zuckte zusammen und erhob sich langsam von seinem Stuhl. Er war groß gewachsen, hatte rote, kurze Haare und eine sportliche Figur. Sein Gesicht war nicht mehr das eines Jungen, aber auch noch nicht das eines gestandenen Mannes. Es war weich im Kontrast zu seiner Größe und Statur. Er begrüßte La Mettrie zurückhaltend und folgte ihr schweigend in das kleine Zimmer. Nachdem sie ihn gebeten hatte, auf der gegenüberliegenden Seite des Tisches Platz zu nehmen, setzte sie sich auf den Drehstuhl und griff nach ihrem Stift. Sie war nun gewappnet, seine Aussage zu Papier zu bringen.

»Sie wissen, warum Sie hier sind?«, fragte sie Erik. Sie sah ihn mit festem Blick an und lächelte, um dem jungen Studenten die Situation etwas zu erleichtern. Er sah sie nervös an und antwortete sichtlich eingeschüchtert. »Es geht um Jakob und seinen Unfall, hat man mir

gesagt.« Sein Blick schweifte zu dem Regal mit den Ordnern hinter La Mettrie. »Ich weiß nicht, ob ich Ihnen weiterhelfen kann. Ich verstehe auch nicht, warum ich hier bin. Ich habe mit Jakobs Unfall nichts zu tun.« Nun war der Blick wieder auf sie gerichtet. Er wirkte jetzt fast schon etwas empört, in diesem Raum zu sein. »Erik, wie würden Sie ihr Verhältnis zu Jakob beschreiben? Waren Sie Freunde? Rivalen? Oder nur Kommilitonen?« Sie blieb ruhig und stellte die Fragen, die notwendig waren. »Irgendjemand muss Ihnen ja gesagt haben, dass unser Verhältnis nicht das beste war. Anders kann ich mir nicht erklären, warum ich hierher eingeladen oder besser gesagt vorgeladen wurde. Daher ist die Frage, ob wir Freunde waren, ziemlich, nun ja, hinlänglich. Ja, unser Verhältnis war nicht das beste. Jakob war beliebt unter seinesgleichen, das kann man nicht leugnen. Aber oftmals war er herablassend. Unterschwellig. Eingehüllt in Scherze und Späße, die alle lustig fanden.« Er machte eine kurze Pause. »Nein, wir waren keine Freunde, wir waren nur Kommilitonen, die, wenn es nötig war, ein Referat zusammen hielten. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Erik, hat es Sie sehr geärgert, dass Jakob in die Verbindung aufgenommen wurde und Sie nicht? Dass er es dank seiner Familie so einfach hatte und Sie abgelehnt wurden, obwohl Ihr Großvater bereits in der Verbindung war? Dass Sie die Tradition nicht fortführen konnten?« Schweigen. »Die Kette nicht tragen konnten?« Er sah sie mit großen erstaunten Augen an und schüttelte den Kopf. »Was wollen Sie damit sagen? Dass ICH Jakob getötet haben soll? Das ist absurd. Ja, ich konnte ihn nicht ausstehen, ja, ich hätte ihn gern fallen gesehen, aber nicht wortwörtlich. Wer hat Sie eigentlich auf die Idee gebracht, dass ich etwas damit zu tun haben soll?« La Mettrie blieb ruhig, sah ihn streng an. »Sie wissen, dass dies nur eine Routinebefragung ist. Wenn Sie nichts zu verbergen haben, dann haben Sie auch keinen Grund, sich aufzuregen. Und wenn Sie zum Unfallzeitpunkt nicht an der Uni waren, umso besser für Sie. Desto eher können wir ausschließen, dass Sie darin verwickelt sind. Dennoch muss ich Sie fragen, wo Sie am Dienstag zwischen sieben und acht Uhr abends waren?« »In einer Vorlesung in Golm, dem anderen Standort der Uni. Die Vorlesung ging bis halb acht, danach bin ich heimgefahren. Viertel neun war ich zu Hause.« La Mettrie notierte alles. »Wer kann bezeugen, dass Sie in der Vorlesung waren?« Er dachte kurz nach. »Niemand. Es gibt keine Anwesenheitsliste und da ich die Vorlesung erst dieses Semester besuchen kann, kenne ich niemanden dort. Das passiert, wenn Kurse nur für eine begrenzte Anzahl an

Studenten angeboten werden und man nicht zugelassen wird. Man nimmt am Ende, was man kriegen kann, wissen Sie. Auch eine Vorlesung um diese Uhrzeit, im Winter.« Sie erinnerte sich an ihre Studienzeit. Damals, so schien es, war alles noch ein wenig beschaulicher, unkomplizierter abgelaufen. »Also gibt es niemanden, der Ihre Anwesenheit bestätigen kann?« Er antwortete trocken: »Nur meine Mitschrift.« »Wie sind Sie nach Hause gekommen?« »Ich habe um zehn vor acht den Zug Richtung Berlin genommen. Ich bin dann, wie gewöhnlich, am Park Sanssouci ausgestiegen und mit dem Fahrrad heimgefahren. Zum Studentenwohnheim. Nicht das am Campus, sondern das andere in Wildpark West.« Wieder notierte La Mettrie alles, was der Student sagte. Dann entschuldigte sie sich kurz und ging hinaus zu ihrem Kollegen. »Ich bin mir nicht sicher, was diesen Erik Broemmel betrifft. Sein Alibi klingt plausibel, es gibt aber keine Zeugen. Wir stecken in einer Sackgasse.« Sie ging wieder hinein ins Zimmer. »Okay, Erik, wir sind hier fertig, Sie können gehen.« Er schaute sie an. »Ich bin also nicht verhaftet, nur weil ich jemanden nicht leiden kann?« Den Sarkasmus zu unterdrücken, missglückte.

Er stand auf, sichtlich erleichtert, gehen zu dürfen. Er stellte seine Tasche auf den Stuhl und ging zu seiner Jacke, die er an der Garderobe hinter dem Stuhl aufgehängt hatte. La Mettrie erhob sich ebenfalls, bereit, ihn hinaus zu geleiten. Sie betrachtete die Tasche. Das braune Leder hatte bereits Patina. Eventuell ein Erbstück, ging es ihr durch den Kopf. Es erinnerte sie an ihre Kindheit und den Lederranzen, auf den sie damals mächtig stolz gewesen war. Er war viel zu groß und schwer für sie gewesen. Als Erik sich umdrehte und über die Lehne nach seiner Tasche griff, kippte sie unter ihrem Eigengewicht nach vorn. La Mettrie griff reflexartig nach ihr, konnte jedoch nicht verhindern, dass sich eines der vorderen Fächer öffnete. Ihr Blick fiel unweigerlich in die Fronttasche. Der Brief im Inneren war nicht zu übersehen. Die Adresse ebenfalls nicht: Martha Richter. Ohne nach Erlaubnis zu fragen, griff La Mettrie nach ihm. Er war ungewöhnlich schwer. Ihre Finger ertasteten die Form des Gegenstandes. Erik dämmerte es, dass sich sein Abschied nun verzögern würde. »I-I-Ich kann das erklären ...« stammelte er. »Können Sie das?« Ihre Frage war beinahe rhetorisch.

»Ich wollte sie zurückbringen.« Er versuchte, seine Fassung wiederzugewinnen. »Ich konnte sie nicht behalten, obwohl ich sie immer besitzen wollte. Aber es ging nicht, nachdem ich erfahren habe, wem sie gehörte.« »Das heißt, Sie haben die Kette nicht neben Jakob gefunden?« La Mettrie war sichtlich erstaunt. Erik Broemmel schüt-

telte den Kopf. »Nein, ich habe sie nicht auf dem Campus gefunden, sondern am Bahnhof, als ich nach der Vorlesung dort ausgestiegen bin. Sie lag dort unweit einer Laterne, am Rand einer Pfütze. Ich dachte, jemand aus der Verbindung hätte sie verloren, als er nach Berlin gefahren ist. Als ich hörte, dass Jakob etwas zugestoßen ist, dämmerte es mir: Es könnte seine Kette sein. Dann verbreitete sich das Gerücht um die gestohlene Kette und ich konnte sie nicht mehr in meinem Zimmer behalten. Ich habe sie eingepackt, um sie heute seiner Mutter zu schicken. Das ist die Wahrheit. Ich habe Jakob nichts angetan. Ich habe lediglich seine Kette gefunden und behalten. Ich hatte keine Ahnung.« In La Mettries Kopf begann es zu arbeiten. Sollte sie ihm glauben, oder nicht? In dubio pro reo. »Angenommen, Sie sagen die Wahrheit. Warum haben Sie sich der Kette nicht einfach entledigt?« »Daran habe ich sogar kurz gedacht. Aber ich habe mich an meine Mutter erinnert und die Kette meines Großvaters, die ihr gestohlen wurde. Es brach ihr das Herz, dieses Erinnerungsstück zu verlieren. Ich bin kein Unmensch und wollte, dass Jakobs Mutter sie bekommt, zur Erinnerung an ihren Sohn.« La Mettrie sah Aufrichtigkeit in seinem Gesicht. Ehrliche Reue. Aber auch Unbehagen bei diesem sensiblen Thema. Sie schenkte ihm Glauben. »Aber wenn Sie die Kette dort gefunden haben, heißt dies, der Täter muss zu Fuß unterwegs gewesen sein. Und er fuhr Richtung Potsdam-Innenstadt oder Berlin. Das grenzt die Suche nicht unbedingt ein.« Sie zog sich Handschuhe über und öffnete den Umschlag und hervor kam ein silbernes Amulett mit einer mittellangen Kette. Der Verschluss war zerstört. Der Verdacht, es könnte sich um einen Unfall handeln, wurde immer unwahrscheinlicher. Sie packte die Kette in einen kleinen Plastikbeutel, zog den Verschluss zu und steckte das kleine Päckchen in ihre Tasche.

Auf dem Weg zu Jakobs Mutter fuhr La Mettrie wieder an prächtigen, am Wasser gelegenen Villen vorbei. Die Sonne ging bereits unter, als sie in die Einfahrt der Richters einbog. Die Ruhe hier draußen war nicht vergleichbar mit dem Trubel in der Innenstadt.

Sie zog den Schlüssel aus dem Schloss, schlug die Fahrzeuggtür zu und begab sich zum Haus. Mit der Kette in ihrer Tasche drückte sie den Klingelknopf. Eine sichtlich mitgenommene Frau Richter öffnete ihr die Tür. Als sie La Mettrie sah, versuchte sie zu lächeln. Ihr schönes Gesicht war von der Trauer um ihren Sohn gezeichnet. Sie bat La Mettrie herein, ohne sich nach dem Grund ihres erneuten Besuches zu erkundigen.

Nachdem sie Tee zubereitet hatte, selbst aber keinen trank, setzte sie sich gegenüber von La Mettrie auf das Sofa und schien erst jetzt wirklich anwesend zu sein. »Sie sagten, Sie hätten etwas für mich? Etwas, das mit Jakobs Tod zu tun hat?« La Mettrie nickte und griff in ihre Tasche, um das kleine Tütchen mit dem Anhänger und der Kette hervorzuholen. Beim Anblick des Schmuckstückes kamen Jakobs Mutter die Tränen. Ihr Blick war fragend. »Ich dachte, Jakobs Kette sei verloren gegangen oder dass der Täter sie entwendet hätte.« »Wir haben diese Kette heute gefunden oder besser gesagt, sie wurde von jemandem gefunden.« Die Kommissarin schaute ihr Gegenüber an. »Sie würden diese Kette also als die Ihres Sohnes identifizieren, Frau Richter?« »Ja, gewiss. Sehen Sie, hier ...« Sie zeigte auf die Rückseite des Anhängers. »... Jakob hatte sie einmal verloren und der Gärtner fuhr mit dem Rasenmäher darüber. Hier. Man kann die Kerbe gut erkennen.« Eine Mischung aus Trauer und glücklicher Erinnerung war in ihrem Gesicht zu erkennen. »Er hat sich so dermaßen geärgert damals. Dabei hätte er sich einfach glücklich schätzen sollen, dass er sie wieder hat. Aber Sie wissen ja, wie die Jugend manchmal so ist.« Sie lächelte. La Mettrie schwieg und ließ sie einen Moment alleine in ihren Erinnerungen. Dennoch war sie hier, um ihren Job zu erledigen. »Frau Richter, Sie bestätigen hiermit also, dass dies die Kette ihres Sohnes ist?« Ein Nicken. »Ich darf Ihnen die Kette leider nicht aushändigen. Sie muss noch auf mögliche Beweisspuren untersucht werden.« Frau Richter sah die silberne Kette im durchsichtigen Plastiktütchen an und gab sie seufzend La Mettrie zurück. »Natürlich, ich verstehe.« Die Kommissarin nahm den wertvollen Gegenstand wieder an sich. Sie verabschiedeten sich. Auf dem Weg zu ihrem Auto kam ihr Katharina Schwarz entgegen. Sie trug einen langen braunen Herbstmantel, die Hände tief in den Taschen vergraben. Sie bemerkte La Mettrie nicht. Als die Kommissarin sie grüßte, schrak sie aus ihren Gedanken auf. »Guten Tag, Frau Schwarz«, grüßte La Mettrie erneut. »Wie geht es Ihnen?« Die junge Frau versuchte vergeblich, ein Lächeln aufzusetzen.

La Mettrie teilte Katharina die Neuigkeiten mit, als ein kräftiger Windstoß das blonde Haar der Studentin wie Laub durcheinander wirbelte. Es verfang sich in ihrer großen Brille. Bei dem Versuch, es zu befreien, fiel La Mettrie die Hand der Frau auf. »Das sieht aber gar nicht gut aus.« Sie zeigte auf die gerötete Stelle zwischen Zeigefinger und Daumen, die sie am Vortag ganz offensichtlich übersehen hatte und die nur notdürftig mit einem Pflaster abgedeckt wurde. »Ja, das.« Die junge Frau schaute auf ihre Hand und vergrub sie peinlich

berührt in ihrer Manteltasche. »Das ist eine allergische Reaktion auf eine neue Salbe. Ich habe mich mit dem Gemüsemesser verletzt.« La Mettrie musste an die Statistik denken, nach welcher die meisten Unfälle im Haushalt passieren. Wie oft hatte sie sich schon geschnitten und gestoßen, weil sie gedanklich bei einem Fall und nicht bei der Zubereitung des Essens war. Sie wollte sie nicht länger als nötig aufhalten und versprach der Studentin, dass sie sich jederzeit an sie wenden könne, falls Fragen bestehen oder ihr etwas zu Jakob einfallen würde. Katharina nahm dieses Angebot dankbar an und nach einem kurzen Moment des Schweigens verabschiedete sich La Mettrie, machte kehrt und suchte den Schlüssel ihres Autos in der Tiefe ihrer Tasche. Als ihr einfiel, dass sie ihren kleinen Regenschirm im Haus vergessen hatte, drehte sie sich um und sah Katharina den Briefkasten aufschließen. Irgendetwas machte sie stutzig.

»Dürfte ich ihre Wunde kurz ansehen, Katharina?« Sichtlich irritiert sah die junge Frau La Mettrie an, während sie ihre Post in der linken und den Briefkastenschlüssel in der rechten Hand hielt. La Mettrie bemerkte ihre Nervosität. »Ich denke, dass Sie mich angelogen haben, was die Wunde betrifft, Frau Schwarz.« Ein prüfender Blick, ob sie hinter den dunklen Sonnengläsern eine Regung beobachten konnte. »Ich glaube Ihnen, dass Sie eine Wunde haben und die allergische Reaktion ist auch echt. Aber das mit dem Messer stimmt nicht. Sie haben die Wunde an der rechten Hand. Demnach haben Sie das Messer mit der Linken geführt. Ihren Briefkasten haben sie mit rechts aufgeschlossen. Auch ihre Haare haben Sie sich mit der rechten aus dem Gesicht gestrichen. Ich bezweifle, dass Sie beim Hantieren mit einem Messer zur Linkshänderin werden. Sie können natürlich die große Ausnahme sein. Daher würde ich gerne einen Blick auf ihre Wunde werfen.« Sie beobachtete die Reaktion ihres Gegenübers. Katharina zögerte kurz, steckte die Schlüssel, die sie noch immer in der Hand hielt, in die rechte Jackentasche und hielt La Mettrie ihre Hand hin. Die Rötung zwischen Daumen und Zeigefinger war unregelmäßig. Dort wo die Wunde war, war sie am stärksten. Aber La Mettrie konnte keine gerade Schnittwunde sehen. Stattdessen fand sie eine Schürfwunde vor, die nicht von einem Küchenmesser stammen konnte. Es sei denn, das Messer war sehr stumpf gewesen. Nein, das hier war eindeutig eine ungleichmäßig geformte Schürfwunde.

Sie blickte in das Gesicht der jungen Frau und versuchte ihre Reaktion zu lesen. Sie sah eine große Unsicherheit. »Sie haben sich nicht mit einem Küchenmesser geschnitten, nicht wahr? Sie haben

sich an der Kette ihres Freundes verletzt, als sie diese abgerissen haben.« Die Reaktion war eindeutig. Die Kommissarin war sich sicher in ihrer Vermutung. Katharina zog die Hand weg. Doch La Mettrie hatte recht und jeglicher Versuch, die Anschuldigung zu zerstreuen, scheiterte. Ihre Körpersprache verriet sie. Schließlich brach es aus ihr heraus.

»Es war ein Unfall. Ich wollte das doch nicht, das müssen sie mir glauben.« Tränen traten unter den Gläsern der Sonnenbrille hervor, ihre Stimme wurde brüchig. »Warum Katharina? Warum lügen Sie alle an und mich auch, wenn es ein Unfall gewesen sein soll?«

»Warum?« Hörbare Frustration mischte sich in die helle Stimme. »Weil Jakob der Sohn eines Politikers ist. Weil niemand mir geglaubt hätte. Weil eine wissenschaftliche Karriere undenkbar gewesen wäre, auf die ich schon so lange hinarbeite.« »Es geht also darum? Um Ihre Karriere? Sie meinen wirklich, dass Ihnen niemand geglaubt hätte?« Katharinas Lachen war fast verächtlich.

»Was ist passiert an diesem Tag, Katharina?« La Mettrie wollte wissen, was diese Wut der jungen Frau hervorrief.

»Jakob war schon immer ein Glückskind gewesen. Er hatte nie finanzielle Sorgen und ihm fiel scheinbar alles zu. Ich weiß, er hat auch hart dafür gearbeitet, aber viele Türen wurden ihm erst durch seine Familie geöffnet. Als wir uns zu Beginn seines Studiums kennenlernten, verbrachten wir viel Zeit miteinander. Lernten zusammen, zogen zusammen. Es war toll. Dann wurde er in die Verbindung aufgenommen. Plötzlich war alles anders. Er hatte kaum noch Zeit. War ständig bei den Jungs, lernte lieber mit ihnen als mit mir. Er bekam immer gute Noten. Es stieg ihm zu Kopf. Er gab mir immer mehr das Gefühl, seine wissenschaftliche Laufbahn wäre wichtiger als die meine. Wir sprachen über die Zukunft, über Kinder und für ihn war klar, dass ich daheim bleiben würde wie seine Mutter. Aber dennoch liebte ich ihn, hoffte auf eine vorübergehende Phase. Bis zu diesem Tag. Wir wollten meine bestandene Prüfung feiern und hatten verabredet, dass ich ihn von der Unibibliothek abhole, um Essen zu gehen. Um sechs hatten wir ausgemacht. Um fünf rief er mich an, dass ihm etwas dazwischen gekommen sei und er erst jetzt in die Bibliothek gehen könne. Also verschob sich unser Treffen auf acht Uhr. Ich war gerade im Begriff gewesen loszugehen und zog mich wieder aus. Er hatte das Auto an diesem Tag und ich musste mit dem Bus und dem Zug fahren. Ich durfte mich glücklich schätzen, dass er überhaupt rechtzeitig abgesagt hatte. Als ich ihn dann um acht abholen wollte,

kam er ohne seinen Mantel zur Tür und ich wusste gleich, was das bedeutete. Er würde gerne mit mir essen gehen, aber seine Hausarbeit sei wichtiger, ich solle das verstehen. Ich wurde wütend. Ich war umsonst durch den Regen gefahren und gelaufen, nur um mir anzuhören, dass er wieder keine Zeit hatte. An einem Tag, der mir sehr wichtig war. Ich wurde wütend, machte ihm Vorwürfe. Er wollte wieder hineingehen, aber ich stellte mich vor ihn. Er stand auf der obersten Treppenstufe und dann ging alles so schnell. Ich hinderte ihn am Hineingehen, er tat einen Schritt zurück. Dann fiel er nach hinten. Ich griff nach ihm, konnte aber nur seine Kette fassen. Ich hielt sie in den Händen, während er auf den kalten Stufen lag. Danach erinnere ich mich nur noch schemenhaft. Ich tastete seinen Puls. Ich bekam Panik. Ich lief zum Bahnhof. Ich kam daheim an. Im ganzen Haus war es totenstill. Niemand war da, die Kette weg.«

Sie standen sich still gegenüber. Blickten einander an. Kein Auto war auf den gepflasterten Straßen zu hören, keine Stimmen. Einzig das Zwitschern der Vögel durchbrach diesen nicht enden wollenden Moment. Die Sonne schien durch das goldgelbe Laub auf ihre Gesichter. Ein leises Rauschen ging durch die raschelnden Kronen. Dann fiel eine Kastanie zu Boden.